

Der ausgegrabene Feldmarschall

Ein Monument und seine Geschichte als Spiegel deutscher politischer Verirrungen: Matthias Steinbach erzählt von den Fährnissen des Hindenburg-Denkmal am Kyffhäuser.

Auf dem Kaiserplatz vor dem Bahnhof von Wesel stand bis 1945 ein Denkmal Wilhelms I. Bürger der Stadt am Niederrhein hatten es 1906 bei dem Berliner Bildhauer Reinhold Begas in Auftrag gegeben, dessen Kaiser-Wilhelm-Nationaldenkmal wenige Jahre zuvor an der Berliner Schlossfreiheit enthüllt worden war. Auch das vor dem Reichstag errichtete Bismarck-Nationaldenkmal stammte von ihm. Mit Begas' überlebensgroßer Statue erreichte der wilhelminische Nationalmonumentalismus die niederrheinische Provinz. Knapp vier Jahrzehnte waren dem marmornen Imperator dort vergönnt. Am Ende des Zweiten Weltkriegs wurde das Denkmal gestürzt, aber nicht zerstört. Eingelagert überdauerte es die nächsten Jahrzehnte, bis unlängst eine neuerliche Spendenaktion das kaiserliche Monument wieder ans Licht holte. Nicht zurück auf den Kaiserplatz, der ohnehin seit 1970 – auch damals schon wurden Straßen umbenannt – den Namen des in Wesel geborenen CDU-Politikers und Bundesfinanzministers Franz Etzel trägt, vielmehr, nicht ganz so prominent, vor das Niederrheinmuseum, das bis vor Kurzem noch Preußen-Museum hieß. Dort freilich steht das Standbild nicht, sondern es liegt: auf einem neuen Sockel und in einem gläsernen Sarkophag. So ist es politisch gewollt. Niemand soll mehr zu



Wo Hindenburg nicht mehr steht, aber doch noch in der Nachbarschaft unter Glas aufgebahrt überdauern soll: Kaiser Wilhelm I. über Barbarossa am Kyffhäuser-Denkmal bei Bad Frankenhausen. Foto AFP

kurz nach der Deutschen Einheit, beteiligten sich Schüler des Kyffhäuser-Gymnasiums in Frankenhausen, bis 1991 noch Polytechnische Oberschule (POS) Thomas Müntzer, mit einem Projekt zur Geschichte des Denkmals am Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten. In einer Zeit, als in Ostdeutschland Marx und Lenin stürzten, plädierten die Gymnasiasten für eine Wiederaufstellung Hindenburgs am historischen Ort. Verkörperte der Titan nicht die Nation, die 1990 wieder zueinandergefunden hatte? Reaktionen der Jury sind nicht überliefert.

Noch einmal gut zehn Jahre später wurde das Denkmal ausgegraben, nicht vom Landesdenkmalamt, sondern von dem aus Westdeutschland stammenden Wirt des Kyffhäuserhotels. Ausgerechnet unter den Mauern eines aus den Siebzigerjahren stammenden „Ferienbungalows“ der Stasi, gebaut, um die – politisch stets verdächtigen – Besucher des Kyffhäuser-Denkmal zu beobachten, ruhte der Koloss. Die Stiefel des Feldmarschalls sind durch die Fundamente des Gebäudes förmlich eingebettet, so als sollte er daran gehindert werden, jemals wieder aufzustehen. An eine Wiederaufrichtung ist auch nicht gedacht. Eine Glasplatte soll die liegende Statue jetzt schützen, die integriert werden soll in das Tourismuskonzept der kommunalen Kyffhäuser-Stiftung.

Habent sua fata monumenta. Und über diese Schicksale lassen sich nicht nur Geschichten erzählen, sondern in ihnen spiegelt sich Geschichte, auch nationale, deutsche Geschichte in ihren Windungen und Wirrungen vom Nationalen über das Hypernationale und das vermeintlich Postnationale hin zum Neonationalen, vom Heroischen über das Postheroische zum Neuheroischen. Am Hindenburg-Denkmal auf dem Kyffhäuser lässt das Matthias Steinbach, der in Braunschweig Geschichte lehrt, exemplarisch sichtbar werden. Steinbach, in Thüringen geboren, in Jena in den Jahren um 1990 akademisch sozialisiert, erzählt die Geschichte des Denkmals, nah an den Quellen, zum Teil autobiographisch, doch zugleich in ironischer Distanz: zu sich selbst, zu Hindenburg und seinem Mythos und zur Geschichte von Nation und – deutschem –

Nationalstaat. Kundig rekurriert er auf Nipperdey und Koselleck, stellt das Denkmal in weite assoziative Räume und historische Bezüge. Ein Exkurs zum Denkmal am Berg sei sein Buch. Exkurse sind immer schwierig.

Die verschiedenen Erzählstränge zusammenzuhalten fordert den Leser ebenso heraus wie die ständigen Zeitsprünge. Die vielen kleinen Geschichten in der Geschichte bilden keine geschlossene Perspektive, verbindend wirkt allein der Versuch, Geschichte als Geschichte von Verirrungen zu deuten. Zugleich, so die These, sei es niemals möglich, sich von diesen Verirrungen zu lösen. Das bestimmt Steinbachs Blick auf den Kyffhäuser, die sagenumwobene Landschaft zwischen Thüringer Wald und Harz, zwischen Wartburg und Brocken, der im entstehenden deutschen Nationalismus zu einem rückwärtsgewandten Sehnsuchtsort wurde, mit Friedrich Rückerts schlafendem Stauferkaiser Friedrich I. und der mythischen Vorstellung der mit Barbarossa in den Berg herabgesunkenen Herrlichkeit des Reiches. Mit Barbarossa, dem weißbärtigen Hohenzollern-

Matthias Steinbach: „Hindenburg auf dem Kyffhäuser oder Wie entsorgt man deutsche Geschichte?“ Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2024. 220 S., Abb., geb., 20,- €.



kaiser Wilhelm I., sei sie, so hieß es seit 1871, zurückgekehrt. Diesen Geist atmete der Kyffhäuser seit 1871, erst recht seit 1890, und diesen Geist monumentalisierte der Architekt Bruno Schmitz in seinem Kaiserdenkmal: oben das Reiterstandbild Wilhelms I., darunter die Figur des wiedererwachenden Rotbarts. Ein Kriegs- und Kriegerdenkmal war es im Kern, ein Sieges- und Siegerdenkmal, genau wie das ebenfalls von Schmitz entworfene Völkerschlagdenkmal in Leipzig. Mit seiner Einweihung 1896 wurde das Kyffhäuser-Denkmal zugleich in die preußisch-deutsche Militär- und Machttradition gestellt. Der Tag

der Einweihung war der 18. Juni, der Jahrestag der Schlachten von Fehrbellin (1675) und Waterloo (1815) sowie des Einzugs der siegreichen preußischen Truppen in Berlin 1871. Der Deutsche Kriegerbund, der das Denkmal initiiert hatte, übernahm die Denkmalverwaltung. Seit 1900 nannte er sich Kyffhäuserbund.

Soldatischer Nationalismus und trotzige Nichtanerkennung der Niederlage fanden nach dem Ersten Weltkrieg auf dem Kyffhäuser einen symbolischen Ort. Hindenburg, der Held von Tannenberg, bereits vor 1918 ein lebendiger Mythos, selbstverständlich Ehrenpräsident des Kyffhäuserbundes, war mehrfach dort. Als Reichspräsident blieb er der Generalfeldmarschall, auch wenn er gelegentlich die Pickelhaube gegen einen Zylinder tauschte. Zum Demokraten und Republikaner machte ihn das nicht, und auch nicht, dass er zweimal demokratisch zum Präsidenten gewählt wurde, davon einmal, 1932, als Kandidat gegen Hitler. Er ernannte Hitler nicht nur zum Reichskanzler und inkorporierte ihn am Tag von Potsdam in die preußisch-deutsche Reichsahnenreihe, sondern er unterschrieb als Präsident auch die „Verordnung zum Schutz von Volk und Staat“, die die Grundrechte aufhob. Mit der Metapher vom Steigbügelhalter ist das nicht zutreffend beschrieben, und die apologetische Rede von Hindenburgs Senilität und seiner politischen Überforderung hat im Lichte der jüngeren Forschung keinerlei Grundlage mehr.

Ein Nationalsozialist muss er deshalb nicht gewesen sein, und nach seinem Tod waren Hindenburg und sein Mythos nicht einfach zu nazifizieren. In Tannenberg half die ins Antibolschewistische gewendete Russenfeindschaft, auf dem Kyffhäuser der Krieger Hindenburg als Verkörperung der Nation in Waffen. Dafür war Hermann Hosaeus, der richtige Bildhauer. Der Schüler von Reinhold Begas hatte nach 1918 geradezu in Serie und zunehmend re-vanchistisch und aggressiv Kriegerdenkmäler gestaltet. Sein Hindenburg wurde im Mai 1939 eingeweiht. Der Bellizismus des Denkmals war, kurz nach der „Zerschlagung der Rest-Tschechei“ und wenige Monate vor dem Überfall auf Polen, die passende Botschaft. ECKART CONZE

Literarische Rohrpost von gestern für heute

In Juhani Ahos kleinem Roman „Der Eremit des Friedens“ träumen Pazifisten im Weltkrieg.

Der finnische Schriftsteller Juhani Aho kommt aus einer anderen Zeit. Er schrieb seine ersten Werke in den Achtzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts und galt bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs dank Romanen wie „Die Eisenbahn“ oder „Schweres Blut“ als einer der wichtigsten Autoren des autonomen, auf Unabhängigkeit von Russland hoffenden Großfürstentums. „Der Eremit des Friedens“, ein schmaler Roman, der im Original 1916 erschien, schickte heutigen Lesern trotz der langen Zeit zwischen Originalveröffentlichung und Übersetzung einen Schauer über den Rücken. Das liegt am Zustand der Gegenwart und einem Traum, der im Sommer 1914 zerplatzte: der Traum von der friedlichen Entwicklung der Welt.

In präzisen Eisenbahntaktungen rund um den Globus kommt dieser Traum von der glücklichen Zukunft im Roman zum Ausdruck, in Pazifisten, die unterwegs zu einem Kongress in Rom sind und vom friedensstiftenden Weltverkehr schwärmen. Zum Greifen nahe scheint ihnen die große „Weltbrüderschaft“ mit großen gemeinschaftlichen Projekten wie Flügen zu Mond und Mars, einem „Tunnel durch den Ärmelkanal“, Nutzung von Gezeiten und „Sonnenwärme“ zur Stromversorgung und Freiheit von Hunger und Sorgen.

Und je mehr man dem Gespräch der Studenten lauscht, umso stärker fühlt man sich an die große Aufbruchsstimmung nach dem Ende des Kalten Krieges und den trügerischen Glauben an das baldige „Ende der Geschichte“ erinnert. An den drohenden Zusammenbruch dieser Träume heute draußen im weltweiten Wirrwarr.



Juhani Aho, gemalt von Venny Soldan-Brofeldt. Foto Picture Alliance

„Der Eremit des Friedens“ kommt also zu uns wie eine Rohrpost aus der Vergangenheit. Sie erzählt von einem alten Sonderling im Gebirge, den die Pazifisten aufsuchen wollen. Er glaubt noch stärker als sie an die Möglichkeit eines ewigen Friedens – und wird durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges aufs Tiefste erschüttert.

Geschildert wird diese Geschichte von einem Erholung suchenden Finnen, der im Juli 1914 in die österreichischen Berge gelangt. Er pausiert im selben Hof, in dem auch die englischen, deutschen, französischen und russischen Pazifisten haltmachen, hat aber „keinen bleibenden und aufrichtigen Glauben an das, woran sie glauben“. Als die Studenten vom Weltverkehr schwärmen, fährt ihm durch den Kopf: „Je einfacher die Menschen miteinander in Verbindung kommen, desto leichter ist es, sie gegeneinander aufzuheizen.“ Straßen und Wege kennt er vor allem als Wege zum Krieg.

Die Sprache des Buches, ins Deutsche übertragen von Gabriele Schrey-Vasara, ist ein kleinwenig schwülstig. Aber die Bilder sind griffig und klar, und wie man einen Handlungsbogen spannt, mit effektvoller Dramatik (um einen Kriegsdienstverweigerer) im rechten Moment, muss man Aho, der mehrfach für den Nobelpreis nominiert wurde, auch nicht erklären. Man ahnt auf diesen 159 Seiten, dass er nicht nur große Romane, sondern auch meisterliche Kurzgeschichten verfasste. „Gerade sie haben auch zu seinem Erfolg in Deutschland beigetragen“, schrieb die „Berliner Börsenzeitung“, als Aho 1921 verstarb, und nannte seine Kurzwerke „Lyrik in Prosaform.“



Juhani Aho: „Der Eremit des Friedens“. Roman. Aus dem Finnischen von Gabriele Schrey-Vasara. Verlag Braumüller, Wien 2024. 159 S., geb., 22,- €.

Der skeptische Erzähler im „Eremit des Friedens“ wird neugierig, als er vom idealistischen Alten auf dem Berg hört. Er wandert selber zu ihm empor und stößt entlang des Weges auf lauter Tafeln mit pazifistischen Sprüchen, auf eine Friedensmadonna aus Holz und beim Alten auch wieder auf die Studenten. Nach und nach erliegt er der Aura des Mannes.

Aber da trifft ein Bergjäger ein: „Holla, Friedenspriester, holla! Der Krieg ist erklärt!“ „Wer gegen wen?“ „Alle gegen alle!“ Dieselben jungen Leute, die eben noch schwärmerisch zum friedensbewegten Eremiten aufstiegen, müssen zur Front. Und im Alpendorf rufen die Bewohner Hurra, schwenken Fahnen, es macht sich Hass breit. Schockiert beobachten es der Alte und der Erzähler. Der seinen Frieden Glauben fürs Erste wieder verliert und seine Leser an der großen Ratlosigkeit, die sich beim „Tolstoi des Gebirges“ breitmacht, teilhaben lässt.

Der trotzige Ausklang ist tröstlich für alle, die auch in den Konflikten der Gegenwart noch das pazifistische Banner zu schwingen versuchen. Unten betet alles „um Erfolg für die Waffen und um Krieg bis zum letzten Atemzug“. Oben in der Abgeschiedenheit findet der Bergprediger, inspiriert vom „Weihnachtsfrieden“ 1914, den er einer Zeitung entnimmt, zu seinem Wirken zurück. Der Weltfrieden werde „nicht Wirklichkeit“, „wenn niemand an seine Verwirklichung glaubt“, und „seine Verwirklichung beginnt, wenn auch nur einer daran glaubt“.

Ein schöner Schluss für einen überraschend zeitgemäßen Roman. Man kann die Unsicherheit betonen, die in der Szene verbleibt, und manch Leser wird auch hinzumurmeln wollen, dass nicht Worte den Ersten Weltkrieg beendet haben, sondern Soldaten, die sich in langen Jahren des Stellungskrieges dem deutschen Expansionsdrang entgegenstellten. Andere werden aus Anne Applebaums Friedenspreisrede zitieren. Die hob angesichts des russischen Krieges gegen die Ukraine auf die Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges ab und sagte: „Seit fast einem Jahrhundert wissen wir, dass der Ruf nach Pazifismus angesichts einer aggressiven Diktatur oft nichts anderes ist als Appeasement und Hinnahme dieser Diktatur.“ MATTHIAS HANNEMANN

Morgen im Bücher-Podcast



Das gefesselte Litauen: Paul Ingendaay im Gespräch mit Claudia Sinnig über Ričardas Gavelis und seinen Roman „Vilnius Poker“

faz.net/buecher-podcast

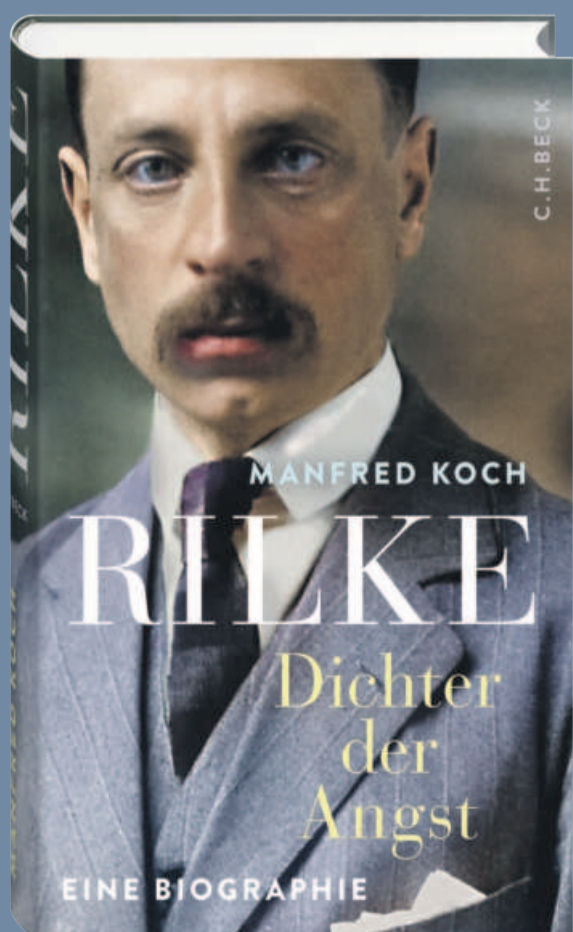
dem Monarchen aufschauen müssen.

Gut dreihundert Kilometer weiter östlich liegt auch der Weimarer Ersatzkaiser: Hindenburg. Aufschauen kann man auch zu ihm nicht mehr. Gemeint ist nicht das Grab des Feldmarschallpräsidenten in der Marburger Elisabethkirche, über dessen Umgestaltung neuerdings wieder diskutiert wird, sondern das 1939 errichtete Hindenburg-Denkmal auf dem Kyffhäuser in Thüringen, dessen Geschichte Matthias Steinbach in seinem Buch nachgeht. Über fünf Meter groß war Hindenburg dort, ein wahrer Recke, fast schon in den Dimensionen des Hamburger Bismarck. Während dieser jedoch seit über hundert Jahren grimmig auf die Elbe blickt, bislang kaum gestört von jenen Stimmen, die auch ihn jüngst umzulegen verlangten wie seinen König und Kaiser in Wesel, wurde der Hindenburg auf dem Kyffhäuser nach nicht einmal zehn Jahren, 1947, auf Geheiß der sowjetischen Militäradministration vom Sockel gestürzt. Soldaten der Roten Armee, denen die Zerstörung des zehn Tonnen schweren Denkmals aus Porphyrt vergraben es. Die Erinnerung verblasste, aber sie verschwand nicht. 1992,

«Dieses Buch sollten Sie nicht verpassen.»

Gregor Dotzauer, Tagesspiegel

Rainer Maria Rilke gilt als einer der größten Dichter des 20. Jahrhunderts. Seine Kunst sei «Dinge machen aus Angst», schreibt er im Juli 1903. Manfred Koch nimmt in seiner neuen Biographie Leben und Werk gleichermaßen in den Blick.

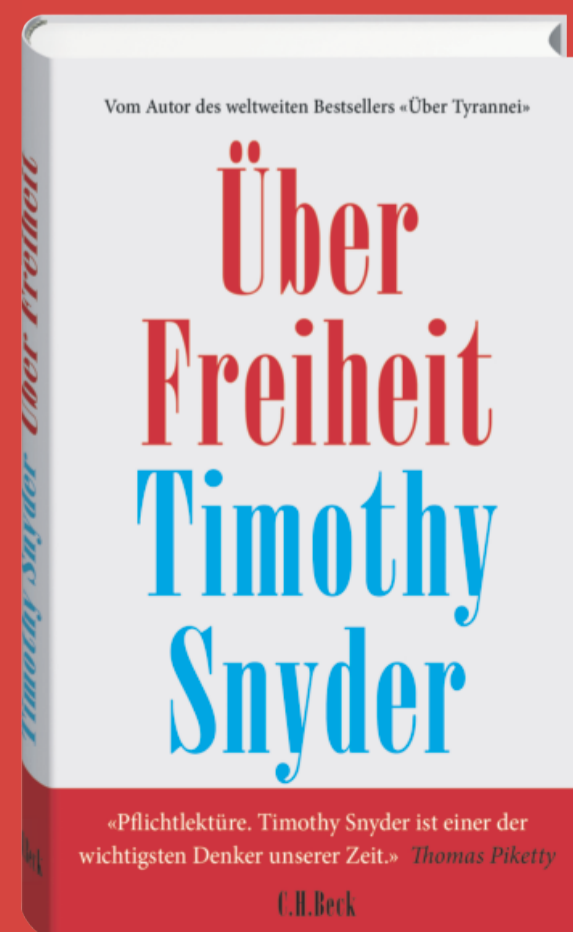


«Ein Essay zu den existenziellen Fragen unseres Zusammenlebens.»

Sachbuch-Bestenliste von ZEIT, ZDF, DfJ im Januar 2025

«Wer seine Welt besser verstehen will, sollte zu Snyders Buch greifen. Es regt an zum Nachdenken, es gibt zugleich die Hebel an die Hand, etwas zu verbessern.»

Michael Hesse, Frankfurter Rundschau



C.H. BECK
WWW.CHBECK.DE

Der C.H. Beck Newsletter: Die Welt im Buch



chbeck.de/nz